

ROSA BAUMANN

CON SOM NIO

The book cover features a dark, textured background. The title 'CON SOM NIO' is rendered in large, ornate, glowing letters that appear to be made of metal or stone. The letters are arranged in three lines: 'CON' on the top, 'SOM' in the middle, and 'NIO' on the bottom. The letters have a bright, golden glow emanating from them. The cover is decorated with various elements: two large sunflowers with yellow petals and dark green centers are positioned in the bottom left and bottom right corners. A chain with a padlock is draped across the top left, and another chain with a padlock is draped across the bottom right. There are also some leaves and branches visible in the top right corner.

IM BANN
VON ESSENTIS

Consumnio
Im Bann von Essentis
von Rosa Baumann

LESEPROBE

Impressum

Copyright © Rosa Baumann, Kassel
Deutsche Erstauflage September 2025
1. Auflage

Coverdesign & Buchsatz: Davina Maichel / Instagram: @davinabuchdesign
Lektorat: Anna-Noa Frost / Instagram: @lektorat.mitternachtsfunke
Korrektorat: Marie Beckmann (Mary Bee) / Instagram: @beebookslektorat
Korrektorat: Stefanie Scheit-Hormann / Instagram: @runa_nia_autorin
Illustrationen: Lena Faust / Instagram: @sirens_tale
Die Karte wurde mit Inkarnate.com erstellt.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch ist urheberrechtlich geschützt. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung – auch in Auszügen – bedarf der schriftlichen Genehmigung der Autorin.

Die automatisierte Analyse dieses Werkes zur Gewinnung von Informationen, insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG (»Text and Data Mining«), ist untersagt. Eine Nutzung zu diesem Zweck bedarf der ausdrücklichen schriftlichen Zustimmung der Autorin.

Weitere Informationen und Kontakt:
Rosa Baumann c/o Autorenglück #59550
Albert-Einstein-Straße 47, 02977 Hoyerswerda
kontakt@rosa-baumann.de
TikTok & Instagram: @rosa.baumann_autorin
www.rosa-baumann.de

Bestellung & Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf
Druck & Bindung: CPI books GmbH

ISBN 9783690284561

ROSA BAUMANN

CON
SOM
NIO

IM BANN VON ESSENTIS

BAND I

ÜBER DIE AUTORIN



Rosa Baumann wurde 1996 in Kassel geboren und wuchs im ländlichen Nordhessen auf. Ihre Eltern stammen aus Kalabrien in Italien. Nach ihrer Ausbildung zur Kauffrau im Groß- und Außenhandel blieb sie ihrer Heimatstadt treu und lebt heute mit ihrem Ehemann im Landkreis Kassel.

Neben dem Schreiben begeistert sie sich für Kunst, Musik und Design. Alles kreative Ausdrucksformen, die auch in ihre Geschichten einfließen.

Mit *Consomnio*, dem Auftakt ihrer Trilogie, erfüllt sie sich einen lang gehegten Traum: ein eigenes Buch zu veröffentlichen und Leserinnen und Leser in eine Welt voller Magie, Dunkelheit und Licht zu entführen.

FÜR JULIA.

Für das Mädchen, das mit mir Magie gewebt hat. Hexen, Vampire,
Feen und Drachen.

Für die verstorbene Kindheitsfreundin, die mir einmal sagte, sie
hätte keine Zeit mehr für Träumereien.

Für das Versprechen, das ich mir an diesem Tag gab: Niemals –
nie und nimmer – werde ich aufhören, in meinen eigenen Welten
zu leben.

*Dieses Buch ist für alle, die in anderen Realitäten zu Hause sind.
Mögen wir niemals vergessen, dass Magie dort existiert, wo wir
sie zulassen.*

PLAYLIST

ONE OK ROCK – Puppets Can't Control You
Bad Omens – THE DEATH OF PEACE OF MIND
Camila Cabello – I Have Questions
Livingston – Shadow
Skillet – Monster
Måneskin feat. Tom Morello – GOSSIP
Foreign Figures & Jonny T – Dark Room
Julia Michaels – Issues
Justin Timberlake feat. Anna Kendrick – True Colors
Livingston – Half Life
MISSIO – Twisted
Imagine Dragons – Monster
Skillet – Fire and Fury
Benson Boone – Beautiful Things
Lauren Babic, Seraphim – Lovely
Imagine Dragons – Bad Liar
Nomy – They Said I Was Special
Nomy feat. Alexander Tidebrink – Be Your Own God
Grace Gachot feat. Alex Sampson – Built to Be Bad
VOILÀ – Figure You Out
Livingston – Last Man Standing
Freya Ridings – Lost Without You
MIIA – Dynasty
Ruelle – War of Hearts
Chris Grey – LET THE WORLD BURN

CONTENTWARNUNG

Meine Geschichte ist dunkel.

Und wenn du sie liest, wirst du mich begleiten, durch Schmerz, Angst und die Schatten, die sich über mein Leben gelegt haben.

Ich bin in einer Beziehung gefangen, in der Liebe nichts mit Sicherheit zu tun hat. Wo Kontrolle, Manipulation und Abhängigkeit mein Alltag sind. Wo ein »Nein« nicht zählt. Ich weiß, wie es sich anfühlt, wenn dich jemand besitzen will. Deinen Körper, deine Entscheidungen.

Doch das ist nicht das Einzige, was mich verfolgt. Albträume werden real, Schatten greifen nach mir, und die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit beginnt zu verschwimmen.

Magie kann retten, aber auch zerstören. Ich habe Angst, mich selbst zu verlieren. Und dann gibt es diesen einen Moment. Einen Moment, in dem das Leben einer geliebten Person auf der Kippe steht. Als ich zusehen muss, wie jemand reanimiert wird.

Falls diese Themen dich belasten, überlege bitte, ob du diese Reise mit mir antreten willst. Und wenn du es tust, dann denk daran: Du bist nicht allein.

Am Ende dieses Buches findest du eine detaillierte Liste mit Warnungen. Bitte wirf einen Blick darauf, falls du dich unsicher fühlst.

Elisa Sindr

PROLOG

CASSIAN



Ich war tot.
Nein. Schlimmer!

Ich existierte, doch ich lebte nicht. Kein Atemzug, kein Herzschlag, kein Körper, der Schmerz oder Wärme spürte. Nur Dunkelheit, die mich umfing, mich hielt, mich in einen endlosen Abgrund zog.

Die Zeit verlor ihre Bedeutung. Stunden, Tage, Jahrhunderte – alles floss ineinander. Ich hätte mich auflösen sollen, hätte vergessen sollen, wer ich war.

Aber meine Seele war hier.

Etwas hielt mich gefangen. Eine unsichtbare Fessel, ein uraltes Band aus Magie, das sich tief in meine Existenz grub.

Der Essentis. Ein Dolch, der niemals in *seine* Hände hätte gelangen dürfen. Ich konnte das Artefakt nicht sehen, doch ich spürte es. Es war die kalte, unausweichliche Präsenz, die mich durchdrang, die an mir zerrte.

Der Schattenkönig hatte ihn. Wie war das möglich?

Ich hatte diese verfluchte Klinge versiegelt, verborgen, an einen Ort verbannt, den er nie hätte betreten können. Und doch war diese Waffe zu ihrem Schöpfer zurückgekehrt.

Hatte ich einen Fehler gemacht? Gab es eine Schwäche, die ich übersehen hatte?

Nein. Jemand hatte ihn befreit!

Ein Spion? Ein Verräter?

Die Antwort lag knapp außerhalb meiner Reichweite, ein Schatten am Rand meines Bewusstseins. Ich erkannte sie, doch ich konnte sie nicht greifen.

Alle Gedanken in meiner Essenz wurden von einem einzigen Namen überlagert.

Elisa. Plötzlich war sie da, nicht wirklich, nur als Erinnerung, doch strahlender als alles, was mich umgab. Ihr Lächeln, ihre grauen Augen, scharf und sanft zugleich. Ihre Stimme, ein ferner Klang aus einer Welt, die mir entrissen worden war.

Ich klammerte mich daran.

Sie war mein Anker.

Doch wenn Essentis mich verschlang, würde er auch sie mit sich reißen. Unsere Seelen waren verbunden, und das auf eine Weise, die niemals hätte existieren dürfen.

»CASSIAN!«

Mein Name hallte durch die Dunkelheit. Der Ruf war ein königlicher Befehl, dem ich Folge leisten musste. Doch in meiner endlosen Gefangenschaft war Gehorsam unmöglich.

Die Schwärze kroch tiefer, durchdrang meine Gedanken und zersplitterte meine Erinnerungen. Meine Bestimmung, meine Gefühle, meinen Willen. Alles begann zu zerfallen.

Die Dunkelheit erbebt. Brennend, schneidend, reißend.

Nein. Nicht so. Ich durfte nicht aufgeben!

Mein Bewusstsein bäumte sich auf, tobte gegen die unsichtbaren Fesseln, die mich niederdrückten.

Ich würde den Schattenkönig nicht gewinnen lassen.

Ich würde diesen Verräter finden.

Und ich würde zurückkehren.

Zu *ihr*.

KAPITEL I

DENAR

*Luminaris, die Hauptstadt des Königreichs Gloriosa
Vor 425 Jahren ...*

Die Dunkelheit war nicht nur mein Verbündeter, sondern ein Teil von mir, geformt und genährt durch meine Magie. Mit einer einzigen Bewegung sandte ich sie hinaus in mein Königreich. Wie schwarze Schlangen wanden sie sich durch die zerklüfteten Ebenen von Infernomnia, glitten lautlos über Asche und überquerten die Grenze hinaus aus den Schatten, hinein nach Gloriosa. Ungesehen huschten sie an den Wachposten vorbei, bis sie das pulsierende Zentrum erreichten. Es war ein stummer Einmarsch. Ein unbemerktes Eindringen in fremdes Land, das niemand kommen sah.

Die Schwärze schlich durch den Vorhof, glitt an den Mauern entlang, bis sie meinen treuen Diener erreichte. Unbemerkt lauerte er unter einem Bogengang, verborgen vor all jenen, die nicht sehen wollten, dass die schlafenden Menschen eine Gefahr darstellten. Ich spürte seinen schwachen Widerstand. Doch er würde brechen. Er brach immer.

Der Träumer keuchte, seine Augen weiteten sich, und seine Atmung wurde hektisch. Er riss die Hände hoch, wollte sich meine Magie von der Brust reißen. Mit einem letzten Ruck bäumte sich sein Körper auf, bevor er in sich zusammensackte. Meine dunkle Essenz verschlang den letzten Funken seines Willens, würgte jede Regung, bis nichts mehr von ihm übrig war. Ein ersticktes Flüstern, kaum mehr als ein wimmernder Hauch, löste sich von seinen Lippen, dann Stille. Tiefe, allumfassende Stille. Es war vollbracht. Ich hatte ihn gebrochen, war in seinen Geist eingedrungen, hatte seine Gedanken entfernt und mit meinen eigenen geflutet. Seine Augen sahen, was ich sehen wollte. Seine Haut spürte, was ich befahl. Sein Bewusstsein war mein Spielball und seine Existenz nur noch ein Echo meiner eigenen.

»Du weißt, was zu tun ist!«, hallte mein Befehl in seinen Gedanken wider.

»Ja, eure dunkle Majestät«, krächzte er, »ich werde Euch nicht enttäuschen.« Vorsichtig hob er den Dolch. Sein Zeigefinger strich über die schimmernde Klinge und ein leises Zischen durchschnitt die Stille, als das kalte Metall die Haut aufritzte. Ein prickelnder Schmerz zuckte über seine Fingerkuppe, jagte ihm einen Schauer den Rücken hinauf. Es war so intensiv, dass er unwillkürlich den Atem anhielt. »Mit dieser Waffe«, wisperte er, »werde ich das Licht von Gloriosa auslöschen.« Seine Lippen zogen sich zu einem dünnen Lächeln zusammen.

»Denk daran, Leander, der Essentis ist nicht nur ein Artefakt. Er ist eine mächtige Waffe und die einzige Brücke zur Seelenmagie, die mir selbst verwehrt bleibt. Ohne ihn bin ich gebunden, doch mit ihm ... unaufhaltsam. Bringe ihn mir zurück. Scheitern ist keine Option. Hast du mich verstanden?«

»Ich werde ihn beschützen, mein Schattenkönig.«

Der Träumer verstaute den Dolch zwischen den Falten seines Gewands. Leanders Tarnung war perfekt. Niemand würde ihn je verdächtigen. Nächstelang hatte ich in seinem Bewusstsein eine Welt geschaffen, die von der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden war. Es bereitete mir Vergnügen, mit seinen Erinnerungen zu spielen und

sie zu manipulieren, denn das war meine Gabe. Sie gehörte mir allein. Niemand außer mir war dazu fähig.

»Geh, mein treuer Diener, und erfülle deine Bestimmung. Du bist mein Schlüssel, um ins Herz von Luminaris zu gelangen. Zusammen töten wir den Sonnenkönig!« Nach diesen Worten übernahm ich die Kontrolle über seine Stimmbänder. Seine Augen verloren ihr Licht, ein unnatürliches Lächeln kroch über seine Lippen und verzerrte sein Gesicht zu einer grotesken Maske, nur um im nächsten Moment zu erstarren. So schnell, wie es gekommen war, verschwand es wieder. Leander existierte nicht mehr. Nur noch mein Werkzeug. Meine Marionette. Er war ich.



Wie eine steinerne Titanin erhob sich das Schloss vor uns. Seine schwindelerregend hohen Türme wurden von imposanten Säulen getragen, die mit goldumrandeten Reliefs verziert waren. Die Eingangstore standen einladend offen, und aus dem Inneren drangen die lebhaften Klänge eines Festes, das zu Ehren des Kronprinzen gefeiert wurde. Schwungvolle Melodien der Hofkapelle flossen durch die Luft, vermischt mit dem ausgelassenen Plaudern und dem gelegentlichen Lachen der Gäste.

Meine Marionette durchquerte die prunkvollen Korridore. Diener und Zofen warfen Leander höchstens einen flüchtigen Blick zu, gefangen in der unbeschwerten Atmosphäre der Feierlichkeiten. Das silberne Mondlicht fiel durch die Bogenfenster und tauchte die Gänge in kühle Perfektion. Eine Perfektion, die bald fallen würde.

Wie aus dem Nichts trat eine Gestalt aus dem Seitengang auf den Flur, genau in dem Moment, als ich den Eingang zum Thronsaal erreicht hatte. Groß und aufrecht stand sie da und die silberne Rüstung der Auralithen schimmerte im gedämpften Licht. Den Helm unter dem Arm, das lange blonde Haar vom Wind zerzaust. Mein Weg war versperrt.

Severian Meridiar zögerte für einen kurzen Moment, dann hob er den Kopf und lächelte. Nicht argwöhnisch. Nicht misstrauisch.

Freundlich, wie er vermutlich jeden Träumer begrüßte, der im Schlaf nach Luminaris kam. Mit einem wohlwollenden Nicken ging er weiter. Er schöpfte keinen Funken Verdacht.

Die Gloriosaner waren solche Narren und sahen nur, was sie sehen wollten: einen jungen Träumer. Sie sahen ein Bewusstsein, das sich luzid durch das Consomnio bewegte, anstatt den Regeln zu folgen. Für sie war es harmlos. Bedeutungslos. Dieses Wissen drängte mich weiter. Schritt für Schritt.

Die Tore zum Thronsaal ragten vor mir empor, wie goldene Giganten. Wappen alter Könige waren in ihr Metall geschmiedet. Ich hob die Hand, legte sie gegen das massive Holz, und sie schwangen auf. Die Sorglosigkeit der Adligen war fast greifbar, wie ein goldener Schleier, der ihre Wahrnehmung für die lauende Gefahr trübte. Gäste in festlichen Roben tanzten und lachten. Nichtsahnend. Alleamt ahnungslose Geschöpfe!

Trotz der Halbmaske, die seine saphirblauen Augen verbarg, war der Sonnenkönig unverkennbar. *Jaro Lucien Solaré* stand im Zentrum des Ballsaals, strahlend und unantastbar, wie die Sonne, um die sich alle Planeten drehten. Auf einem Arm hielt er seinen Sohn, während er die andere Hand nach seiner Gemahlin ausstreckte.

Ania Petra Solaré ... Ihr Name durchbohrte mich wie eine Klinge, ein stechender Schmerz, der sich tief in meine Essenz fraß. Die Erinnerungen stürzten auf mich ein und drohten, mich zu überwältigen. Ich fühlte ihre weiche Haut unter meinen Fingerspitzen, als hätte ich sie eben noch berührt. Den süßen Geschmack ihrer Lippen konnte ich noch immer schmecken, betörend, berauschend. Eine Sucht, die mich einst gefesselt hatte. Sie war über Jahrhunderte die Frau an meiner Seite gewesen, ihre Liebe war mein größter Schatz. Zusammen hätten wir über Infernomniageherrscht, vereint in Macht und Verlangen. Doch dann kam Jaro. Mit seinen törichten Idealen eines geeinten Consomnio, in dem Gloriosaner und Infernier ihr Blut vermischten, entriss er sie mir. Und Ania. Sie war eine Frau, deren Streben nach Wissen niemals gesättigt war, deren Forschungsdrang nie genug bekam. Nur ein Gespräch und ließ sich von ihm verführen.

Der Anblick ihrer strahlenden Gesichter, vereint im Tanz, raubte mir den Atem. Der Sonnenkönig lebte mein vorherbestimmtes Leben!

Gefangen im dichten Nebel meiner Gedanken sah ich, wie Jaro sich hinkniete und seinen Sohn auf die kleinen Füße stellte. Der Sonnenkönig deutete mit seinem Finger in meine Richtung und für einen kurzen Moment spannten sich all meine Muskeln an. Hatte er mich bemerkt? War meine Tarnung aufgefliegen?

Mit den Augen verfolgte ich, wie der Junge lachend an mir vorbei hüpfte, direkt in die Arme einer Zofe, die hinter mir stand. Meine Nerven waren gespannt wie die Sehne eines Bogens, kurz bevor der Pfeil sein Ziel traf. Bald würde ich aus dem Schatten treten. Jeder sollte sehen, wer das Licht des Sonnenkönigs ausgelöscht hatte. Ich setzte mich in Bewegung, nur um erneut von meinem tödlichen Vorhaben abgehalten zu werden. Ania trat mit einem Kelch an die Seite ihres Gemahls, den er mit einem dankbaren Nicken entgegennahm und in die Höhe hob.

»Edle Gäste, mein Volk, meine geschätzte Familie. Unser strahlendes Wunder wird nun seine Geburtstagsfeier verlassen. Doch wir setzen das Fest fort, wie es sich in Luminaris gebührt.« Kaum waren seine Worte verklungen, da wandte er sich diesem Bastard mit Mischblut zu. Seinem *Wunder*. Wohl eher ein Experiment. Es widerte mich an.

»Erhebt eure Kelche! Ein Hoch auf unseren Sohn. Lang lebe der Thronfolger! Möge die Göttin des Sonnquells, *Flumina*, dich segnen. Möge dein Licht nie erlöschen.«

Ein kindliches Lachen und ein bitterer Stich durchzogen mein Herz, ein Echo einer Vergangenheit, die mir nicht gehörte.

»Gute Nacht«, verabschiedete sich der Junge.

Die Verbindung zu Leander drohte, unter dem Druck in meiner Brust zu zerbrechen. Ich schob die Zweifel beiseite und riss die Macht über seinen Geist wieder an mich. Das hier war zu wichtig, um es für Gefühlsduselei zu riskieren. Jetzt würde mich nichts mehr aufhalten.

Drei feste Schritte und ich erreichte mein Ziel. »Eure strahlende Majestät«, säuselte ich und vollführte eine tiefe Verbeugung, während sich meine Hand um den Griff der Klinge legte.

Über Jaros Lippen tanzte ein Lächeln. »Ein Träumer? Was kann ich ...« Der Sonnenkönig hielt inne, die Stirn in tiefe Falten gelegt. Ein gleißendes Licht flammte auf. *Seine Seelenmagie*. Das verfluchte königliche Erbe von Gloriosa durchdrang die Hülle, die ich mir angeeignet hatte, und brannte sich wie ein loderndes Feuer in meinen Geist. Nur der Sonnenkönig, seine Nachkommen und wenige Ausgewählte konnten diese Gabe nutzen. Und doch ... mit dem Essentis konnte ich es ebenfalls. Das Artefakt in meiner Hand pochte vor Zorn, ein Echo aus Dunkelheit, das lauernd durch die Klinge jagte. Jaro hatte Verdacht geschöpft. Ohne zu zögern, entzog ich mich seiner strahlenden Magie.

»Dein Herz ist schwarz vor Wut und Verrat. Das dulde ich nicht auf dieser Feier. Verschwinde!« Die Stimme des Sonnenkönigs traf mich wie eine gewaltige Welle reiner Macht, unerbittlich und überwältigend, bis in mein Innerstes erschütternd. Entschlossen hob er die Hand und schnippte, doch nichts geschah, außer, dass dieser erbärmliche Versuch ein amüsiertes Lächeln auf meine Lippen zauberte.

»Nein, nein, nein«, ich schnalzte mit der Zunge. »Du kannst meine Marionette nicht aus deinem Königreich verbannen, denn es ist mein Wille, der sein Bewusstsein bindet, meine Hand, die ihn gefangen hält. Und gegen mich bist selbst du machtlos.«

»Was führt dich hierher? Suchst du ein Gespräch? Dann sprich. Ich bin bereit, dir mein Gehör zu schenken.«

Er wollte reden? Wie oft hatte ich um eine Audienz gebeten? Unzählige Male seit der Hochzeit mit Ania. Nie hatte ich eine Antwort erhalten. Wie lächerlich es mir jetzt anzubieten. Dafür war es zu spät.

»Jaro, mein Licht, ist alles in Ordnung?« Ihre melodische Stimme riss mir den Boden unter den Füßen weg. Wann hatte ich sie das letzte Mal sprechen gehört? Vor zehn Jahren? Ich schüttelte den Kopf. *Konzentriere dich auf deine Rache*. Das war der Moment, auf den ich gewartet hatte. Ich musste nur den Dolch in dieses strahlende Herz rammen. Ein einziger Stoß und es wäre vorbei. Doch jetzt, da dieser Augenblick gekommen war, zögerte ich immer und

immer wieder. In mir tobte ein Sturm, wild und unaufhaltsam, längst mehr als bloßer Zorn. Es war etwas Tieferes, das mich von innen heraus zerriss. Ich konnte den unterdrückten Emotionen nicht länger standhalten und die Erinnerungen an unsere gemeinsame Zeit in Infernomnia durchfluteten mein Bewusstsein.

Ihr Lachen.

Ihr Duft nach Kirschblüten.

Ihre Berührungen.

Der Schmerz, als sie mich verließ.

In ihren goldenen Iriden hatte ich einst Liebe gesehen. Doch jetzt war da nur noch Kälte.

War dies wirklich der richtige Weg? Würde der Tod des Sonnenkönigs mir Ania zurückbringen? Oder hatte ich mich all die Jahre an einer Illusion festgeklammert?

Vorsichtig legte sie ihrem Gemahl die Hand auf die Schulter, drängte sich an ihm vorbei und kam einige Schritte auf mich zu. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen suchten meinen Blick. »Kehre zurück ins Licht, Leander. Du-«

»Spar dir deine Worte. Der Träumer kann dich nicht hören«, presste ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Ich wollte, dass sie *mich* sah, hinter die Tarnung blickte und *meinen* Namen aussprach.

»Denar ... bist du es? Du bist es, oder?« Ihre Stimme war sanft. Zu sanft für das, was ich ihr gleich entreißen würde. »Wieso bist du in dieser Form zu uns nach Luminaris gekommen? Hat dich meine Einladung etwa nicht rechtzeitig erreicht?«

Einladung? Ich hatte keine erhalten. Aber das war es nicht, was in meinem Kopf widerhallte. *Ania wollte mich hier haben. Bei ihr. An dem Ehrentag ihres Sohnes.*

Jaro legte die Arme um ihre Taille und drehte sie von mir weg. Er entriss sie mir erneut! Da hatte ich meine Antwort. Er war es. Der Sonnenkönig hielt mich von ihr fern.

»Bitte, Denar«, hauchte Ania. »Komm zur Vernunft.« Ihre Augen spiegelten tiefe Sorge wider, doch auch unerschütterliches Vertrauen in ihren Gemahl. Ein Band, das zwischen uns nie existiert hatte.

Die Wut kochte in mir hoch, verdrängte alle Zweifel. Es gab kein Zurück mehr. Dies war mein Schicksal!

»Für alles, was du mir genommen hast, Jaro«, brüllte ich, und mit einer entschlossenen Bewegung zückte ich den Essentis. Die Klinge glühte im blendenden Licht. Jede Faser meines Seins konzentrierte sich auf diesen Moment.

»Tu das nicht!«, schrie Ania und sprang schützend vor ihren Gemahl, dann stieß ich zu. Doch es war zu spät. Meine Bewegung war nicht mehr aufzuhalten. Die Klinge hatte ihr Ziel gewählt und fand ihr Herz.

Das Licht erlosch. Die Musik verstummte. Ein Moment der Stille, bevor die Gäste in Panik ausbrachen. Das Artefakt flammte auf und riss an ihrer Seele, während ein dunkler Schimmer sie einhüllte. Der Dolch in meiner Hand pulsierte und leuchtete in schillernden Farben. Warmes Blut quoll hervor, rann über meine Finger. Ein Schauer durchfuhr mich, meine Augen weiteten sich und mein Atem stockte.

»Nein ... nein, das darf nicht sein.« Meine Stimme war ein verzweifelteres Flüstern. Ich wollte den Seelenfluch aufhalten, wollte die Zeit zurückdrehen. Alles in mir schrie nach einer Lösung, doch meine Gedanken rasten ins Leere. »Was habe ich getan?«, wimmerte ich. Ich zog den Dolch aus ihrer Brust, doch der unaufhaltsame Sog hatte ihre Essenz bereits erfasst. Der Prozess war unumkehrbar. In wenigen Augenblicken würde der Essentis ihre Seele verschlingen.

»Denar ... mein geliebter Freund ... warum?«, flüsterte Ania, während Tränen unaufhaltsam über ihre Wangen liefen. Ihr Körper begann zu schwanken und ihre Beine gaben nach. Jaro stürzte vor und fing sie auf, bevor sie zu Boden fallen konnte.

»ANIA!«, schrie er und presste seiner Gemahlin die Hände auf die Brust. »Bitte nicht!« Dickflüssiges Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor und färbte den weißen Stoff ihres Kleides dunkelrot. Ihre Atmung wurde flach. »Du musst deine Hülle heilen. Bitte, Liebste, bleib bei mir! Du darfst mich nicht verlassen.« Seine Stimme war ein Flüstern, ein Gebet, das im Ballsaal verhallte.

»Essentis ... unser Wunder ...«, hustete Ania, während Blut aus ihren Mundwinkeln sickerte, »Jaro ... bitte ... D-du musst ... leben,

mein Licht. P-pass auf unseren Sohn ...« Ihre Augen schlossen sich langsam und ihr Körper erschlaffte. Es war zu spät. Eine Heilung war nicht mehr möglich, weder für ihren Geist noch für ihren Körper. Ihre Seele lag in meinen Krallen gefangen, während das letzte bisschen Leben aus ihrem Blut wich.

»Ich kann nicht ohne dich leben.« Die Stimme des Sonnenkönigs brach. Jeder Muskel in seinem Körper zitterte. Langsam lehnte er sich vor und gab Ania einen letzten Kuss, ein Abschied, der auch meiner hätte sein können.

Die Türen des Thronsaals flogen auf. Klirrende Rüstungen und das dumpfe Stampfen schwerer Stiefel kündigten die Ankunft der Auralithen an. Die Armee des Sonnenkönigs. Ihre Schwerter glitzerten im schwachen Licht der Kronleuchter, während sie mich in wenigen Augenblicken in einem präzisen Halbkreis umstellten und auf ihre Befehle warteten.

Langsam und bedächtig, wie ein alter, müder Soldat, schritt der engste Vertraute des Sonnenkönigs in ihre Mitte.

Thalor Caelora. Ich brauchte den Blick nicht zu heben. Schon als junger Prinz war er mir in Infernomnia begegnet, damals als Botschafter von Gloriosa.

»Sie ist tot.« Ich wusste nicht, ob ich diese Worte laut ausgesprochen hatte oder ob es nur die unausweichliche Wahrheit war, die sich in meinen Schädel fraß wie glühende Asche. Leanders Gesicht war von Tränen überströmt – meinen, nicht seinen. Gefühle, die ich nicht länger hatte aufhalten können, die sich unerbittlich ihren Weg über die Grenzen unserer Königreiche hinweg gebahnt hatten.

»Ja. Das ist sie. Und das, Denar, ist allein deine Schuld.«

Ein bitteres Lächeln verzog meine Lippen, doch es war leer. Meine Hände ballten sich zu Fäusten und meine Krallen gruben sich schmerzhaft in meine Haut. »Sie war es, die ... sich ... ich ...« Ich konnte es nicht länger abstreiten. Mein Widerstand ertrank in der Dunkelheit, die in mir pulsierte.

»Wollen wir es beenden?« Diesmal war es Severian, der das Wort ergriff. Ich spürte, wie er mich aus seinen smaragdgrünen Augen heraus anstarrte.

»Nein«, befahl Thalor. »Nicht, bevor ich mit ihm gesprochen habe.«

Ich hörte das leise Schleifen von Metall, als der Zenturio seine Klinge ein Stück aus ihrer Scheide zog, nur wenige Zentimeter, gerade genug, um das Flüstern des Stahls die Stille durchschneiden zu lassen. Kein Wort war nötig. Dieses Geräusch allein sprach Bände. Ein stilles, kaltes Zeichen seines Missfallens.

»Warum? Was soll er uns sagen, das wir nicht längst wissen?«

»Befehle sind Befehle, Severian.«

Mit einem leisen Klicken glitt der Zweihänder in die Scheide zurück. Es war nur ein Aufschub, das wusste ich. Dieser Abend würde mit meiner Verbannung aus Luminaris enden. Aber es war mir gleich. Ich wollte diesen Ort nie wieder betreten. Was blieb noch? Alles, was mich je ausgemacht hatte, war verloren. Ania war tot und zurück blieb nur Leere. Es war ein Abgrund, bereit, mich zu verschlingen.

»Gib ihn mir«, hörte ich. Eine offene Hand tauchte in meinem Blickfeld auf und unterbrach das Chaos in meinen Gedanken. Mein Blick folgte ihr nach oben. Thalors Augen ruhten unbeirrt auf dem Essentis. Ich starrte auf den Dolch, der zwischen uns lag. Das Licht der Klinge verspottete mich. Es war ein Zeugnis meiner Dummheit. Ein Verrat an meinem eigenen Herz. Langsam hob ich ihn auf, das Gewicht des Metalls war erdrückend.

Ohne Widerstand streckte ich ihm das Artefakt entgegen. Der Griff glitt aus meiner Hand. »Er hat sie mir genommen«, flüsterte ich.

»Nein, Denar«, fauchte Thalor schließlich, und seine Finger umschlossen den Dolch fester. »Das warst du selbst. Du hast den Essentis geführt. Du hast dich der Seelenmagie bedient. Einer Macht, die du niemals beherrschen kannst. Ihr Tod haftet allein an deinen Händen.«

Plötzlich explodierte ein stechender Schmerz in meinem Schädel. Ein heißes Ziehen, brutal und rücksichtslos. Severians Hand packte Leander an den Haaren, und ich fühlte es, als wäre es mein eigener Körper. Der Ruck zwang seinen Kopf nach hinten, riss an

meiner Kontrolle über ihn, legte seine Kehle bloß. Eine brennende Spannung lief über die Sehne seines Halses, wo die Klinge eines Zweihänders sich niederlegte. Ich spürte das kalte Metall auf seiner Haut. Die Waffe vibrierte leicht mit jedem flachen Atemzug, mit jedem unkontrollierten Zittern, das sich von seinem Nacken bis in meine Gedanken fraß.

Ein einziger Befehl. Ein einziges Wort aus Thalors Mund hätte gereicht, und meine Marionette wäre aus seinem Albtraum gerissen worden. Doch statt dem Zenturio auch nur einen Blick zu schenken, trat der Vertraute mit langsamen, beinahe ehrfürchtigen Schritten an den Sonnenkönig heran, als gäbe es nur ihn in diesem Raum.

Als Jaro den Kopf hob, sah ich seine saphirblauen Augen. Glasig vor Schmerz und leer vor Verlust. Und in diesem Moment erkannte ich etwas, das ich nie für möglich gehalten hatte. Wir unterschieden uns wie Tag und Nacht, Licht und Schatten, Leben und Tod. Doch jetzt verband uns dasselbe brennende Leid. Dieselbe unaussprechliche Wunde, die mit Ania auch einen Teil von uns mit sich gerissen hatte.

»DENAR!« Seine Stimme brach wie ein Donnerschlag über die Mauern von Luminaris, roh und unerbittlich. Die Stille zerriss, als die hohen Fenster des Thronsaals mit einem ohrenbetäubenden Knall zersprangen. Ein Regen aus glitzernden Scherben stürzte herab, splitterte auf dem Marmorboden wie gefrorenes Licht. Die Druckwelle seiner Macht raste durch den Saal, riss an Stoffen und Gewändern, brachte selbst die wenigen zurückgebliebenen Gäste ins Taumeln. Schwerter klirrten, Wachen griffen instinktiv nach ihren Waffen.

Langsam richtete sich der Sonnenkönig auf, seine blutverschmierten Hände über dem Artefakt schwebend, das Thalor für ihn hielt. Ein Flüstern ging durch den Raum. Es war kein gewöhnliches Wispern, sondern das Echo einer uralten Macht, die in der Luft vibrierte.

Ich konnte nicht wegsehen. Was war das? Was geschah hier?

Aus der Mitte des Dolches löste sich eine pulsierende Sphäre. Ein Spektrum aus allen existierenden Farben. Das Licht schwebte

in die zitternden Hände des Sonnenkönigs und er nahm es behutsam entgegen.

»Ania, ich konnte dich nicht beschützen. Es tut mir so leid«, flüsterte er, nur für sich, nicht für andere Ohren bestimmt. Doch jedes Wort traf mich mitten ins Herz. Es war ihre Seele. Lebendig. Rein. Wie war das möglich? Der Essentis war ein Werkzeug der Zerstörung, erbarmungslos und endgültig. Er nahm, was er wollte, und gab nichts zurück. Und doch hatte der Sonnenkönig sie befreit.

Langsam hob er die Arme. »Lebe wohl, meine Liebste.« Die goldene Sphäre begann sich zu erheben. Ein Zittern lief durch das schimmernde Gebilde, als würde es für einen Herzschlag innehalten. Dann zerbarst es. Gleißendes Licht schoss hervor, durchbrach die Dunkelheit wie eine entfesselte Flut. Es brannte in der Luft, auf meiner Haut, in meinen Augen. Ich schloss die Lider, doch es nützte nichts. Die Helligkeit durchdrang sie, fraß sich in mein Bewusstsein, als wollte sie mich von innen heraus verschlingen.

»Severian! Töte den Träumer!«, Jaros Befehl ertete entsetztes Keuchen der Anwesenden, »Von heute an sind sie alle aus Luminaris verbannt!«

Eiskalter Auralithstahl schnitt durch meine Kehle. Die Verbindung zu Leander riss und alle Träumer im Consomnio, ob in Gloriosa oder Infernomnia, erwachten. Der Schmerz zerfetzte meine Essenz, während mein Geist zurück in meine Festung geschleudert wurde.

Die Mauern von Darkholl bebten. Ein ohrenbetäubendes Grollen zog durch die Festung, Steine krachten in der Ferne herab. Die Luft vibrierte, ein unsichtbarer Druck legte sich auf meine Haut. Dann flammte mein Thronsaal auf. Goldglühende Ketten brachen durch die Steinwände und wanden sich um die Grundpfeiler wie lebendige Fesseln. Jede Berührung brannte. Dieses Licht ... diese Magie ... sie hätte nicht existieren dürfen. Es war viel stärker, als ich es je erwartet hatte.

»NEIN!« Mein Schrei hallte durch die zerfallenden Mauern. Ich sprang auf, eine fließende Bewegung, doch die Ketten waren schneller. Sie rasten auf mich zu, schlangen sich mit unnachgiebiger Präzision um meinen Körper. Vergeblich riss ich an den Fesseln,

versuchte, dunklen Nebel zu beschwören, doch das Licht zerschmetterte jede Regung und ließ meine Magie wirkungslos verglühn.

»Du bist zu weit gegangen, Denar.« Jaros Stimme überwand die Grenzen unserer Königreiche, eine kilometerweite Distanz, und donnerte durch Infernomnia. Jeder Laut vibrierte durch meine Knochen und hämmerte sich in meine Essenz. »Diese Ketten sind aus reiner Lichtmagie geschmiedet und durch Anias Seele sind sie stark genug, um dich aufzuhalten.«

Ich knurrte, die Zähne fest aufeinandergepresst. »Du kannst mich nicht besiegen! Du bist nicht stark genug, um das Consomnio allein zu regieren! Ich war immer der Mächtigere von uns beiden!« Doch meine Worte klangen hohl. Meine Macht war nutzlos gegen dieses Licht.

»Ich werde dich nicht besiegen, Denar. Dein Ende würde das Gleichgewicht des Consomnio zerreißen. Wann begreifst du endlich, dass unsere Schicksale unauflöslich miteinander verwoben sind? Ich werde dich bannen und mit dir deine gesamte Armee!«

Schmerz schoss durch mich hindurch, schnürte mir die Luft ab und presste mich zusammen, während draußen Schreie durch die Finsternis hallten. Durch die großen Risse in den Wänden sah ich, wie Lichtsäulen in meine Hauptstadt krachten. Mein Volk wurde zu Boden geschleudert und ihre Körper verbrannten unter der unbarmherzigen Strahlkraft. Panische Rufe mischten sich mit dem Bersten von Steinen. Meine Soldaten zerfielen zu Asche, fortgetragen vom Wind. Und mit jeder ausgelöschten Seele wuchs die Anzahl der Ketten. Ich riss an ihnen, brüllte, doch es war zwecklos. Das Licht schlang sich enger um mich und zog meine Hülle in seinen unerbittlichen Griff. Meine Festung, meine unbezwingbare Bastion der Finsternis, erzitterte unter der Wucht des Angriffs. Schwarzer Rauch stieg auf, wirbelte durch die Luft, nur um von diesem verfluchten Licht verschluckt zu werden.

»Das ist nicht das Ende, Jaro!«, zischte ich, auch wenn mir jeder Atemzug wie Feuer in der Brust brannte. »Du magst den Propheten aus deinem Königreich verbannt haben, weil dir seine Visionen nicht gefielen. Doch es liegt jenseits deiner Macht, die Zukunft zu

verhindern. Das königliche Geschlecht wird sterben und mit ihm dein Vermächtnis.« Meine Stimme war kaum mehr als ein heiseres Röcheln. »*Die Seele wird kommen* – nackt, verletzlich, ohne den Schleier des Schlafes aus Veridorma. Und mit ihr kehrt meine Dunkelheit zurück, so wie es das Schicksal längst beschlossen hat.« Doch meine Worte verloren sich im tosenden Wind.

KAPITEL 2

ELISA



*Veridorma, die Welt der Träumer, Großstadt Kreifstedt
Heute ...*

Eilig bahnte ich mir einen Weg durch die Menge. Bunte Regenschirme klappten auf, während andere Passanten unter den Vordächern Schutz suchten. In der Ferne heulte eine Sirene, vermischt mit dem Klappern der Mülltonnen und dem Stimmengewirr um mich herum. Die kalten Tropfen prickelten auf meiner Haut. Ich zog die Kapuze meines Mantels über den Kopf und schlang die Arme um meinen Körper. Die überdimensional große Uhr an der Fassade des Schmuckhändlers zeigte, dass meine Schicht im Sale e Pepe bereits vor einer halben Stunde begonnen hatte. Oh, verdammt, verdammt, verdammt! Zu spät. Schon wieder.

»Dieser verflixte Professor!« Ich presste die Worte zwischen den Zähnen hervor, während ich die Straße entlangstürmte. »Muss er immer seine Vorlesung überziehen?«

Mein Puls raste, doch das lag nicht nur am Sprint. Es war so einfach, anderen die Schuld zu geben, doch die Wahrheit blieb: Ich war

wieder einmal selbst schuld. Eine halbe Stunde Verspätung. Was, wenn mich das den Job kostete? Mein Magen zog sich zusammen. Dann ... dann hätte ich ein echtes Problem. Ohne einen Job konnte ich meine Miete und Studiengebühren nicht bezahlen. *Tief durchatmen*. Es war schon schwer genug. Die Konflikte mit den Kollegen, die unzufriedenen Gäste im Restaurant und die wachsende Kritik des Managers.

Ich stieß die Tür des Hintereingangs auf und betrat den Mitarbeiterraum. Der nasse Mantel landete im Spind, die Tasche folgte. Schnell schlüpfte ich in die Schürze. Die Uniform – eine dunkelgraue Bluse und eine schwarze Stoffhose – hatte ich schon in der Uni-Toilette angezogen. Auf dem Weg zur Küche wechselte ich hastig von Sneakern zu rutschfesten Arbeitsschuhen. Dabei stolperte ich beinahe über einen offenen Schnürsenkel. »So ein Mist. Ich habe keine Zeit für sowas«, zischte ich. »Beeil dich!«

Kaum hatte ich die schwere Feuerschutztür geöffnet, strömten mir die Gerüche von Knoblauch, Basilikum und Tomatensoße entgegen. Mein Magen knurrte und ich seufzte leise. Wann hatte ich das letzte Mal als Gast in einem Restaurant gegessen? Vor einem Jahr? Wahrscheinlich. Ich schob den Gedanken beiseite, ließ mich stattdessen von dem Zischen und Klappern der Töpfe einnehmen. Geschickt schlängelte ich mich an den geschäftigen Köchen vorbei.

»Ciao, Giovanni«, grüßte ich den Soßenkoch, doch er quittierte meine Worte nur mit einem knappen Nicken, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

»Hallo, Marco«, sagte ich leise, als ich am Salattisch vorbeikam, auf dem weiter die Zutaten für einen Caprese-Salat geschnitten wurden.

»Hey, Filippo«, versuchte ich es beim Beilagenkoch, der gerade eine große Portion Risotto rührte. Er brummte etwas Unverständliches und schenkte mir kaum Beachtung.

»Roberta, die Desserts sehen heute wieder fantastisch aus«, lobte ich die Dessertköchin, die das kunstvoll mit Erdbeeren verzierte Tiramisu anrichtete. Sie ignorierte meinen Kommentar und machte mit steinerner Miene weiter. Ich seufzte und schob mich durch die Küche.

Franco, der Chefkoch, schwenkte eine dampfende Pfanne mit Nudeln und zwinkerte mir zu. Ein kleines Lächeln huschte über mein Gesicht und ich schaute zurück zu den Anderen. War es wirklich so schwer, mir mit ein wenig Freundlichkeit zu begegnen? Ich hätte es gern laut durch die komplette Küche geschrien, aber das würde ich mich niemals trauen. Stattdessen widmete ich dem Chefkoch meine volle Aufmerksamkeit, denn er verdiente sie, im Gegensatz zu meinen Kollegen.

»Buonasera, Elisabetta. Endlich bist du da«, begrüßte mich der Vollblutitaliener in seiner Sprache. Er wusste genau, dass ich nicht Elisabetta hieß, aber der Spitzname war geblieben, egal wie oft ich ihn korrigierte. In der zweiten Woche im Restaurant hatte ich es akzeptiert, so genannt zu werden, aber nur von ihm. Niemand sonst hatte das Recht dazu.

Franco, mit seiner bespritzten Kochjacke und dem roten Halstuch, war stets in Bewegung, Anweisungen gebend und Nudeln schwenkend. Ohne ihn wäre der Laden und ich aufgeschmissen.

»Buonasera, was muss als Nächstes raus?«, fragte ich schmunzelnd.

»Hier, nimm die *Pasta alla Puttanesca* und bring sie an Tisch achtzehn. Wir sind heute komplett ausgebucht, also mach dich am besten gleich auf den Weg. *Sbrigati!*«

Ich griff nach dem Teller und ließ das italienische Wort in meinem Kopf nachhallen. *Beeil dich*. Ich hatte es unzählige Male gehört. Franco meinte es nicht böse, das wusste ich, aber in der Küche war kein Platz für Trödelei, weshalb ich mich für meine wiederholten Verspätungen umso mehr schämte. Kopfschüttelnd lehnte ich mich gegen die Schwingtür und verließ die Küche.

Das Restaurant quoll über und die leisen Gespräche vermischten sich zu einem lebhaften Summen. Die Holztische waren mit weißen Tischdecken, stilvollen Kerzenhaltern und glänzendem Besteck eingedeckt worden. An den Wänden hingen kunstvolle Gemälde und gerahmte Fotografien, die die italienische Kultur und Küche feierten. Große Fenster boten einen malerischen Blick auf die nasse, neonbeleuchtete Einkaufsmeile von Kreifstedt.

Das duftende Nudelgericht ruhte fest in meiner Hand, als ich mich Tisch achtzehn näherte. Der Mann saß kerzengerade, die Arme verschränkt, der Blick auf das leere Weinglas geheftet, als könnte er es allein durch seinen Willen füllen. Ich hatte ihn schon oft bedient. Er war der Gast ohne Lächeln, ohne Dank. Nur spitze Bemerkungen und Ungeduld. Ich stellte den Teller behutsam vor ihm ab.

»Bitte sehr. Ihr Essen. Darf ich Ihnen noch einen Rotwein bringen?«

»Endlich«, schnaubte er und seine Finger trommelten auf die Tischkante. »Was hat so lange gedauert? Mein Magen knurrt seit Stunden. Und das hier?« Sein Kinn deutete auf den Teller. »Ein Witz. Soll das eine Mahlzeit sein?«

Früher hätten mich seine Worte getroffen. Heute nicht. Zorn war oft nur eine Rüstung. Ich bemerkte die dunklen Schatten unter seinen Augen und die tiefe Falte auf seiner Stirn.

»Es tut mir leid, dass Sie eine größere Portion erwartet haben. Ich kann dem Koch ausrichten, dass-«

»Nein.« Er schnitt mir das Wort ab. »Ich will nicht noch länger warten. Aber beim nächsten Mal sollte es schneller gehen und eine anständige Portion sein. Sagen Sie *das* dem Koch.« Seine Finger verkrampften sich um das Besteck. »Und lassen Sie mich einfach in Ruhe.«

Für einen kurzen Moment beobachtete ich ihn und bemerkte, wie seine Schultern sanken, bevor er sich wieder aufrichtete. »Natürlich«, flüsterte ich kaum hörbar. Einen Wimpernschlag lang öffnete er den Mund, als wollte er etwas sagen – doch dann griff er wortlos zur Gabel.

Vorsichtig nahm ich sein leeres Weinglas an mich. Mit gleichmäßigen Schritten ging ich zur Bar und stellte es auf den Tresen. »Hallo Logan, kannst du mir sagen, was der Gast an Tisch achtzehn bestellt hat?«

Der Barkeeper sah kurz auf, tippte ins Kassensystem und nickte. »Kräftiger Rotwein aus Ciró. Trockener Abgang. Bestellt er jedes Mal.«

»Sehr gut, dann füll mir bitte einen nach.« Routiniert ließ er die dunkle Flüssigkeit in ein frisches Glas gleiten. Ich griff in meine

Schürzentasche, zog einige Münzen hervor und schob sie über den Tresen. »Den schreibst du bitte auf meine Rechnung.«

»Elisa, bist du sicher?«, fragte Logan überrascht und ich nickte. Mit dem nachgeschenkten Getränk kehrte ich zurück und stellte es vorsichtig vor dem grummeligen Weinliebhaber ab.

»Ich habe nichts bestellt.«

»Ein Geschenk des Hauses«, erwiderte ich daher ruhig.

Die Gabel in seiner Hand sank auf den Teller. Sein Blick hob sich und traf meinen. Anders als zuvor. Darin lag kein Ärger, keine Geiztheit. Nur Überraschung. Vielleicht sogar ein Anflug von Dankbarkeit.

Langsam strich er mit den Fingern über den Rand des Glases. »Diesen Wein kann ich nur bei euch im Restaurant trinken. Er ist wirklich köstlich.« Seine Stimme klang verändert. Weicher. Er betrachtete den dunklen Wein im Licht der Kerzen. »Schöne Dichte. Kein aufdringliches Tannin, aber trotzdem ein klarer, kraftvoller Körper. Das ist Gaglioppo, da bin ich mir sicher. Wild, kantig, aber mit Charakter. Oh, Entschuldigung, ich werfe hier mit Fremdworten um mich.«

Ich schüttelte mit einem Lächeln auf den Lippen den Kopf und freute mich, ihm eine solche Freude bereiten zu können. Dann nahm er einen Schluck, ließ den Geschmack kurz auf der Zunge verweilen, bevor sein Adamsapfel sich langsam bewegte.

»Ich schmecke dunkle Früchte. Eher Schwarzkirsche als Brombeere. Und da, im Abgang: schwarzer Pfeffer. Vielleicht ein Hauch Nelke. Die Kalabrier wissen, was sie tun. Vor allem die von Librandi. Faszinierend, diese Italiener.«

Ich hob überrascht die Augenbrauen. »Sie kennen sich gut mit Wein aus?«, fragte ich. Keine höfliche Floskel, sondern es interessierte mich tatsächlich.

»Ja, ein kleines Hobby von mir«, lautete seine Antwort. Seine Finger ruhten locker um das Glas. Dann hob er es in einer kleinen, fast zögerlichen Geste. »Vielen Dank dafür.«

»Gern geschehen.« Ich schenkte ihm ein sanftes Lächeln. Es war mir bewusst, dass ich den Mann an Tisch achtzehn nicht ändern konnte. Aber ich konnte entscheiden, wie ich ihm begegnete.

Zufrieden machte ich mich auf den Weg zurück zur Küche, um das nächste Gericht in Empfang zu nehmen, doch bevor ich die Tür erreichte, hielt mich eine sanfte Stimme auf. »Entschuldigung, mein Kind, dürfte ich ein Wasser haben?«

Ich drehte mich um und blickte in das Gesicht einer älteren Dame. Ihr Haar war zu einem ordentlichen Knoten gebunden, feine Linien zeichneten ihr Gesicht, doch ihre Augen waren wach und freundlich. Sie saß allein, die Hände in ihrem Schoß gefaltet und dann erblickte ich eine Hundeleine, die um das Stuhlbein geschlungen war. Ob das Wasser für sie war oder gab es einen ungebetenen tierischen Gast?

»Natürlich, ich bringe es Ihnen sofort.« Mit einem letzten Blick auf die ältere Dame betrat ich die dampfende Hitze hinter der Durchreiche.

Franco lehnte an der Theke, die Stirn gerunzelt. »Tisch achtzehn?«, fragte er knapp.

»Ja. Aber heute war er ...«, ich überlegte kurz, »anders.«

Eine hochgezogene Braue und ein kurzer Blick durch die Durchreiche genügte, bevor er seine Meinung zum grummeligen Weinliebhaber abgab: »Der Gast ist immer schwierig. Portion zu klein, Portion zu groß, Teller zu heiß, Teller zu kalt. Aber er kommt jeden Tag wieder.«

Ein Schmunzeln huschte über mein Gesicht. »Wundert dich das? Dein Essen ist Weltklasse«, schwärmte ich.

Seine Antwort auf mein Kompliment war ein leises Lachen, ein Kopfschütteln, dann drehte Franco sich wieder zu seinen Pfannen um.

Vergangene Woche hatte er mir eine vermeintlich angebrannte Salamipizza überlassen. Ein Kunde hatte sie zurückgegeben, weil der Rand zu dunkel war. Für mich war sie perfekt. Vielleicht würde heute wieder etwas Retouriertes für mich abfallen. Pizza, Pasta, Fleisch. Egal, Hauptsache Essen.

Franco stellte das nächste dampfende Gericht auf die Ablage. »*Saltimbocca* für Tisch neun.«

Ich nickte, doch bevor ich losging, machte ich einen kurzen Abstecher zur Bar. »Ein Wasser für Tisch sieben«, rief ich Logan zu, der geübt ein Glas füllte und es mir reichte.

»Na, wenn das nicht unser Sorgenkind ist«, spottete Lucia, während sie ein volles Bierglas entgegennahm. Ihr roter Lippenstift und die großen, goldenen Kreolen an ihren Ohrläppchen wirkten fehl am Platz in der eleganten Atmosphäre des Restaurants. Wieso ließ der Manager sie so etwas tragen? »Hast du mal wieder verschlafen? Oder war die U-Bahn heute zu langsam für dich?«

Ich verdrehte die Augen und ignorierte die Bemerkung. »Ich bin hier und ich mache meine Arbeit«, antwortete ich knapp.

»Natürlich, natürlich«, erwiderte Lucia mit einem abfälligen Lachen. Ihre drahtigen Finger banden die Schürze neu um ihre schlanke Taille. »Aber Pünktlichkeit ist wohl nicht deine Stärke.«

Frustration stieg in mir auf, heiß und unerbittlich wie Lava. Mit geballten Fäusten zwang ich mich zur Ruhe. Ich durfte Lucia keine Angriffsfläche bieten. Warum musste sie jede Schicht nutzen, um auf mir herumzuhacken?

Die Schlange schnalzte mit der Zunge und legte den Kopf schief. »Wieso ziehst du so eine traurige Miene? Du vermiest allen die fröhliche Stimmung. Zur Abwechslung könntest du mehr lächeln. Das kann ja wohl nicht so schwer sein, Elisa. Oder?«

Ich biss die Zähne zusammen und zwang ein Lächeln auf mein Gesicht. Es fühlte sich an wie eine Maske, die ich trug, um die wahre Wut zu verbergen. Ohne ein weiteres Wort drehte ich mich um. Sie würde mich nicht kleinkriegen.

Doch Lucia hatte ihre Augen überall, betonte meine Fehler und stellte meine Unsicherheiten bloß. Sie ließ keine Gelegenheit aus, mich vor den Kollegen bloßzustellen – und sie liebte jede Sekunde davon. Vielleicht hatte sie Angst, dass ich ihr den Platz streitig machen könnte?

Seit vier Jahren arbeitete die Italienerin aus Neapel im Sale e Pepe und hatte sich einen gewissen Status erarbeitet. Ich erinnerte mich an die Momente, in denen ich versucht hatte, freundlich zu sein und Gespräche anzufangen. Eine Woche, nachdem ich als Kellnerin angefangen hatte, gab ich die Hoffnung auf, in ihr eine Arbeitsfreundin zu finden. Jedes Mal stieß ich nur auf ihre kalte Schulter. Ihre Blicke waren eifersüchtig, wenn Gäste mich lobten,

der Manager mich eine Sekunde zu lang ansah oder Franco mir ein Kompliment machte. Der Chefkoch war der einzige Lichtblick in diesem Restaurant. Wie schaffte er es, in dieser giftigen Atmosphäre nicht kaputtzugehen?

»Ach, fast hätte ich es vergessen. Valentino hat nach dir gefragt. Ich soll dir ausrichten, dass du sofort in sein Büro kommen sollst. Upsi. Hoffentlich bekommst du keinen Ärger.«

Ohne auf Lucias Worte einzugehen, schnappte ich mir hastig das Wasser für Tisch sieben und entkam ihrem hämischen Gelächter, bevor sie noch etwas hinzufügen konnte.

Mit wenigen Schritten erreichte ich mein Ziel und stellte das Glas ab. »Hier, Ihr Wasser.« Die ältere Dame bedankte sich mit einem freundlichen Nicken, und obwohl der Manager auf mich wartete, konnte ich nicht anders, als ihr dabei zuzusehen, wie sie die Tischdecke anhub und das Wasser in einen Napf umfüllte. Dann erblickte ich sie: die kleine Stupsnase eines Maltesers mit weißem Fell. Wie niedlich. Dennoch fragte ich mich, wie sie ihren Liebling ins Restaurant geschmuggelt hatte, denn Hunde waren im Sale e Pepe verboten. Doch ich beschloss, dieses Geheimnis für mich zu behalten.

Lächelnd machte ich mich auf den Weg zu Tisch neun. »Saltimbocca für Sie.« Ich stellte den Teller vor dem Gast ab, der kaum aufblickte und nur ein gemurmeltes »Danke« erwiderte.

Mit leeren Händen drehte ich mich um und steuerte die geschwungene Edelstahltreppe an, die zum Büro von Valentino führte. Mein Herz hämmerte viel zu schnell gegen meinen Brustkorb. Was wollte er von mir? Egal. Es konnte nichts Gutes bedeuten, wenn der Manager mich sprechen wollte. Ein mulmiges Gefühl breitete sich in meinem Bauch aus, als ich vor der Tür stehen blieb. Kurz hielt ich inne, dann hob ich die Hand und klopfte.

Einen Moment lang blieb es still, bevor Valentinos Stimme ertönte: »Herein.« Das Wort klang ruhig, aber mit einem Unterton, den ich nicht einordnen konnte. Ich schluckte, legte die Hand auf die Klinke. Mit einem tiefen Atemzug drückte ich sie hinunter. Der Raum lag im Halbdunkel, nur schwach erleuchtet vom fahlen Licht,

das durch die hohen Fenster fiel. Ich trat ein, langsam, beinahe zögerlich, und schloss die Tür hinter mir.

Valentino saß an seinem Schreibtisch, seine Augen sofort auf mich gerichtet, ein kaltes Lächeln umspielte seine Lippen. »Na endlich«, sagte er mit einem sarkastischen Grinsen. »Nimm Platz. Wo hast du dich heute so lange rumgetrieben?«

Kaum hatte ich mich auf einen der Stühle gesetzt, trafen sich unsere Blicke, und ein stechendes Ziehen durchfuhr meinen Magen. »E-es tut mir leid«, stotterte ich und biss mir auf die Lippe, meine Gedanken rasten. »Lucia ... ähm ... sie hat es mir eben erst gesagt. Es tut mir wirklich leid.«

Valentino räusperte sich. Seine Stimme wie Donner in einem nahenden Sturm: »Sag mal, Elisa, wie gefällt dir der Job im Restaurant Sale e Pepe?«

Oh, er kommt gleich zur Sache. Kein Smalltalk heute? Meine Muskeln spannten sich an, als ob sie in Eis erstarrt wären. Verkrampt saß ich auf dem Stuhl und grub meine Finger in das weiche Polster. Was sollte diese Frage bedeuten?

»I-ich mag meinen Job und ... ich bin dankbar, für dich zu arbeiten«, begann ich zögerlich. »Es ist eine interessante Erfahrung. Ich habe viele neue Dinge gelernt.«

Valentino rückte die goldene Halskette unter seinem locker geöffneten Kragen zurecht. »Und wie verstehst du dich mit deinen Kollegen? Kommst du gut mit ihnen zurecht?« Mein Atem stockte unter seinem bohrenden Blick. »Nun?«, fragte er drängend. »Sag mir die Wahrheit. Gibt es Probleme?«

Ich rang nach Worten. Die Wahrheit über Lucias Sticheleien, die Gleichgültigkeit der anderen, die ständige Angst vor Fehlern. All das lag mir auf der Zunge. Aber ich wusste, es würde nichts nützen. Valentino würde mir nicht glauben. »Nun, ich arbeite gerne mit Chefkoch Franco zusammen. Er ist immer sehr unterstützend und hilfsbereit.«

»Und was ist mit Lucia? Versteht ihr euch gut?«

Mein Herz setzte einen Schlag aus. Darauf wollte er also hinaus? Es ging die ganze Zeit um *sie*? Diese Schlange musste mich verpetzt haben!

»Ähm ... also ... Lucia und ich haben unsere Meinungsverschiedenheiten. Ich ... also *wir* ... versuchen, professionell damit umzugehen«, antwortete ich vorsichtig.

»Elisa«, zischte Valentino mit ernster Stimme. Zwischen seinen Augenbrauen bildete sich eine tiefe Falte. »Heute vor Schichtbeginn habe ich all meine Angestellten im Mitarbeiteraum vorgefunden. Wie immer warst du nicht anwesend.«

Ein eisiger Schauer lief mir über den Rücken. Mein Atem beschleunigte sich, und Adrenalin schoss durch meine Adern. Ich atmete tief durch. *Bleib ruhig, Elisa. Nicht emotional werden!*

»Einige deiner Kollegen haben Bedenken hinsichtlich deiner Pünktlichkeit und der Zusammenarbeit im Team geäußert. Wie ist deine Meinung dazu?«

Ich rieb meine Hand an der Schürze und vermied Valentinos Blick. Wenn ich ihn ansah, würde mich die Emotion übermannen. Das durfte nicht passieren. Ich holte tief Luft, öffnete den Mund und–

»Du willst dich nicht dazu äußern? Wirklich unklug, aber genau das habe ich von dir erwartet«, schlussfolgerte er, ohne mir auch nur eine Chance zu geben, um zu antworten. Seine Worte klangen so distanziert, als wären sie nicht einmal an mich gerichtet. Eher wie vom Band abgespielt, als ob er sie bereits unzählige Male gesagt hatte.

»Bitte, Valentino. Ich weiß, dass ich oft zu spät komme, aber es liegt nicht an mir. Manche Vorlesungen erfordern Anwesenheit und heute hat der Professor nicht pünktlich begonnen, also musste er die Stunde verlängern.«

Er hob leicht die Augenbraue und drehte einen dicken goldenen Ring an seinem Daumen. Es hätte nur noch gefehlt, dass er gähnte.

»Ich habe sogar im Restaurant angerufen.« Meine Worte stolperten. »Lucia hat versprochen, es dir auszurichten.« Doch sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Kein Verständnis. Keine Spur von Nachsicht.

»Ich verstehe, dass es für dich schwierig ist«, erwiderte er, »aber das ändert nichts daran, dass du unzuverlässig bist. Und das kann ich mir in meinem Restaurant nicht leisten.«

»Bitte, gib mir noch eine Chance!« Meine Augen füllten sich mit Tränen. »Ich werde pünktlicher sein. Ich kann nach meiner Schicht Überstunden machen, den Küchenboden schrubben. Alles, was nötig ist! Lass es mich beweisen.«

Valentino schüttelte den Kopf. »Elisa, es geht nicht nur um Pünktlichkeit. Es geht um Professionalität und Verlässlichkeit. Du hast mehrfach gezeigt, dass du diesen Anforderungen nicht gewachsen bist.« Der Manager stand auf und dabei verrutschte sein Kragen. Ein roter Fleck wurde sichtbar. War das Lippenstift? Für einen Moment war ich wie erstarrt. »Sieh es ein«, fuhr Valentino fort, während er sein Hemd zurechtzupfte. »Es ist besser für uns beide, wenn wir uns trennen.«

Ich starrte ihn an, unfähig zu glauben, was gerade geschah. Mein Herz schmerzte, und die Tränen liefen nun unaufhaltsam über meine Wangen. »Aber ... Ich weiß nicht, wie ...«

»Das ist nicht mehr mein Problem«, fiel Valentino mir ins Wort und schlug mit den Handflächen auf den Schreibtisch. »Du musst lernen, deine Verantwortung ernst zu nehmen. Ich will dich hier nicht mehr sehen. Verlass mein Restaurant!« Seine Worte hallten in meinem Kopf wider wie ein Todesurteil.

»Ich ... ich kann nichts dafür«, flüsterte ich. »Ich bin Studentin. Ich lebe allein. Ich brauche diesen Job. Ich versuche mein Bestes. Aber das alles ... es ist schwer.«

»Ausreden!«, knurrte er und fuhr sich mit den Händen über das Gesicht. »Jeder hat Probleme. Aber man muss seinen Job trotzdem ernst nehmen. Und das gelingt dir nicht.«

Ich wollte ihm widersprechen, wollte ihm sagen, dass er keine Ahnung hatte, wie schwer mein Leben war. Meine Eltern waren tot und ich hatte keine Verwandten, die mir helfen konnten, aber es war sinnlos. Valentino würde mich nicht hören. Er sah nur das, was er sehen wollte.

»Du störst unser Betriebsklima, vom ersten Tag an!«, warf er mir vor.

Meine Augen weiteten sich. Ungläubig starrte ich ihn an. »Nein.« Ein Flüstern erklang, so zerbrechlich wie Glas, als die Tränen wie

Sturzbäche über mein Gesicht rannen. »I-Ich ... störe ... das Betriebsklima? Womit denn? Ich widerspreche nie. Ich mache meinen Job. Ich bin freundlich zu den Kunden.«

»RAUS HIER!«, brüllte er.

Mit gesenktem Kopf erhob ich mich und verließ das Büro, ohne mich zu verabschieden. Draußen an die kühle Wand gelehnt, direkt vor der Edelstahltreppe.

KAPITEL 3

ELISA



Die automatische Tür glitt auf, und eine von Regen durchzogene Nachtbrise strich mir über die Wangen, bevor mich die abgestandene Wärme des kleinen Ladens empfing. Ich griff nach einem der Körbe neben dem Eingang, ließ meine Finger kurz über das kalte Metall gleiten und zwang mich, weiterzugehen, obwohl mein ganzer Körper danach schrie, einfach umzukehren, nach Hause zu laufen und mich unter einer Decke zu vergraben.

Mein Kopf war schwer, meine Gedanken ein wütendes Durcheinander aus Stimmen:

»Ich will dich hier nicht mehr sehen.«

»Du bist unzuverlässig.«

»Du störst unser Betriebsklima.«

Die Worte fraßen sich in mein Gedächtnis, bohrten sich tiefer mit jedem meiner Schritte. Mein Blick huschte über die Regale, aber ich nahm nichts wirklich wahr. Wie ferngesteuert griff ich

nach Nudeln, Haferflocken, Äpfeln und Reiswaffeln. Dinge, die ich brauchte. Dinge, die sich so banal anfühlten, während meine Zukunft in sich zusammenbrach.

Ich war gefeuert worden. Es hätte mich nicht überraschen dürfen. Ich war oft zu spät gewesen, ja, aber ich wusste, dass es nicht nur darum ging. Lucia. Ihr spöttisches Lächeln, ihre falsche Freundlichkeit vor den Gästen, ihre Blicke, die immer ein wenig zu lange auf mir ruhten, wenn ich einen Fehler gemacht hatte. Sie wollte mich loswerden. Und sie hatte es geschafft. Ich hätte es merken müssen, dass sie ein Verhältnis mit dem Manager hatte. Was würde wohl seine Frau Enza dazu sagen? Diese warmherzige Italienerin, die erst vor wenigen Tagen im Restaurant gewesen war. Sie lernte unsere Sprache, nur um bei ihrem Mann zu bleiben, und er betrog sie. Was für eine verrückte Welt. Ich presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf.

Einfach weitergehen. Immer weitermachen.

Ich stellte mich an das Ende der Schlange, die sich träge vorwärtsbewegte. Das monotone Piepen der Scanner vermischte sich mit dem dumpfen Aufprall von Waren auf dem Kassenband und dem leisen Rascheln von Papiertüten.

»Das macht 8,65 Euro«, sagte die Mitarbeiterin.

Direkt vor mir stand ein Mann, der den Kopf hob und sich kurz umsah, als wäre er gerade aus einem Traum erwacht. Er war jung, vielleicht Anfang dreißig. Die Ärmel seiner Jacke waren abgewetzt, der Rücken vor Müdigkeit leicht gekrümmt. Wie jemand, der nur noch funktionierte. Woher ich das wusste? Es war ihm deutlich anzusehen.

Vor ihm stand ein Kinderwagen und eingewickelt in einer flauschigen Decke schlief ein Neugeborenes. Es nuckelte leise an einem Schnuller. Ein Glucksen entwich ihm. So klein. So friedlich. Ich hätte ewig zusehen können.

»Moment ... wo habe ich es nur hingetan?« Der Vater fuhr sich mit einer Hand durch das zerzauste Haar, während die andere hektisch die Ablage unter dem Kinderwagen durchwühlte. Zwischen Windeln und einer zerdrückten Packung Feuchttücher zog

er schließlich eine Geldbörse hervor. Er klappte sie auf und hielt inne. Sein Blick blieb auf den Münzen haften. Dann begann er zu zählen, legte bereits einige Eurostücke auf das Kassenband und griff erneut in das entsprechende Fach. Diesmal schneller, als könne sein Tempo das Ergebnis beeinflussen.

»Es tut mir leid, aber das reicht nicht. Es fehlen noch zwei Euro«, sagte die Kassierererin ruhig.

Er fluchte leise und schaute zu den wenigen Artikeln auf dem Band. »Vielleicht ... das Brot weg oder der Käse ... aber nicht die Windeln ... den Babybrei brauche ich ebenfalls ... O Gott, wie soll ich das alles schaffen?«

Dieses Gefühl kannte ich nur zu gut. Die Verzweiflung, wenn man alles brauchte, aber nicht bezahlen konnte. Er sah nicht aus wie jemand, der um Hilfe bitten konnte, aber wie jemand, der sie dringend nötig hatte. Ein Stich durchzuckte meine Brust und ohne lange nachzudenken, glitten meine Finger in die Jackentasche. Schnell ging ich in die Hocke, tat so, als würde ich etwas aufheben, dann erhob ich mich wieder und legte die zwei Euro auf das Kassenband. »Entschuldigung, ich glaube, das ist dir gerade runtergefallen.«

Der Mann blinzelte überrascht, schaute an sich herunter auf den Boden, dann sah er mich an. In seinem Lächeln lag so viel Dankbarkeit, dass ich es kaum ertragen konnte. »Danke«, murmelte er.

Ich lächelte sanft. »Kein Problem.«

Die Kassierererin scannte die restlichen Artikel, während der junge Vater den Wagen sanft vor und zurück wiegte. Mein Einkauf rollte auf dem Kassenband vorwärts und wurde im selben Tempo abgefertigt. Während ich bezahlte, stand er noch immer da und hob mir unbeholfen meinen Stoffbeutel an, als wolle er sich irgendwie für die Münze revanchieren. »Ehrlich, danke. Ich weiß nicht, was ich ohne deine ...« Er schluckte den Rest der Worte hinunter – als wären sie zu schwer, um ausgesprochen zu werden.

»Schon gut«, erwiderte ich leise. »Das habe ich gern gemacht.«

Wir verließen den Supermarkt gemeinsam und als wir draußen ankamen, sah ich ein letztes Mal in den Kinderwagen. Das Baby schlief tief und friedlich, die winzigen Fäuste an die Brust gezogen.

»Meine Frau«, flüsterte der Mann nach einer Weile, »sie kämpft mit einer Wochenbettdepression. Ich versuche ihr zu helfen und nehme den Kleinen oft mit, damit sie sich ausruhen kann.«

»Das tut mir sehr leid«, flüsterte ich und sah ihn an.

Die müden Augen, die Spuren von zu wenig Schlaf, zu viel Verantwortung. »Ach, ich sollte dich nicht damit belasten. Ich rede einfach drauflos. Aber irgendwie ... ich glaube, ich brauchte jemanden, der zuhört. Meine Schwiegermutter ... sie verliert nie ein gutes Wort über mich. Ich sei schuld, dass es ihrer Tochter so schlecht ginge.«

»In welche Richtung musst du?«, fragte ich. Er deutete hinter mich. »Oh, das trifft sich gut. Da muss ich auch lang.«

Das war eine Lüge, denn meine Wohnung lag genau am anderen Ende der Straße. Aber das war egal. Fremde vertrauten mir oft Dinge an, die sie kaum einem Freund erzählten. Vielleicht, weil ich wirklich zuhörte. Vielleicht, weil ich sie nicht verurteilte. Es spielte keine Rolle, denn ich hatte beschlossen, ihn noch ein Stück zu begleiten und die Last von seinen Schultern zu nehmen.



Vor meiner Haustür durchwühlte ich die Tasche nach dem Schlüssel, meine Finger klamm von der kalten Abendluft. Dann schleppte ich mich die Treppe hinauf, Stufe für Stufe, bis ins zweite Obergeschoss. Oben angekommen öffnete ich die Wohnungstür und ließ sie hinter mir ins Schloss fallen. Dumpf und endgültig. Der Klang hallte durch den Flur, begleitet von einem tiefen Seufzen.

Die durchnässten Arbeitsschuhe landeten achtlos auf dem Boden. Super. Meine Sneaker lagen noch im Restaurant. Natürlich. Typisch für mich. Konnte ich auf sie verzichten? Nein, ich brauchte sie. Also musste ich wohl zurück ins Sale e Pepe. Aber nicht jetzt. Morgen oder übermorgen ... oder nächste Woche. Ich wollte nicht mehr über meine Kündigung nachdenken.

Ein vertrauter Duft hing in der Luft: blumiges Waschmittel, aufgebrühter Tee, der dezente Hauch von Spanholz, der meinen

günstigen Möbeln anhaftete. Heimisch und beständig, doch heute fühlte er sich fremd an, als hätte sich etwas verschoben.

Mit einem tiefen Atemzug streifte ich den nassen Mantel ab und ließ mich auf den kleinen Hocker neben der Tür sinken. Den Kopf auf die Hände gestützt und den Ellenbogen auf die Oberschenkel gelehnt, starrte ich auf die weiße Wand gegenüber. Meine Augen brannten. Verdammt, warum hatte ich es nur so weit kommen lassen? Ich zog mein Smartphone aus der Hosentasche und öffnete den Chat mit meiner besten Freundin – *Julia Thompson*.

Elisa:

Hey Jules, hast du gerade Zeit?

Ich hatte sie unter *Mademoiselle Jules* gespeichert, begleitet von einem blonden Prinzessinnen-Emoji und genau auf diesen albernem Spitznamen starrte ich nun, während ich wartete, dass sie online ging.

Ihr Profilbild wirkte wie ein eingefangener Sommertag. Es war eine Collage aus ihrem wunderschönen Gesicht und diesem strahlenden Lächeln, umrahmt von Sonnenlicht, salziger Meeresluft, goldenem Sand und dem tiefblauen Glanz des Mittelmeers. Ein schmerzhaftes Ziehen breitete sich in meiner Brust aus, als würde jemand mein Herz mit eisigen Fingern umklammern. Wann war ich das letzte Mal im Urlaub gewesen? Es fühlte sich an, als gehörte dieser Gedanke zu einem anderen Leben.

Die Minuten verstrichen quälend langsam. Ich saß da, das Smartphone in der Hand wie ein bleiernes Gewicht. Jeder Moment dehnte sich zur Ewigkeit aus, gefangen in der Hoffnung auf eine Antwort.

»Julia, bitte«, flüsterte ich und richtete mich auf. Durch die feuchten Wimpern bemerkte ich das gedämpfte Licht aus meiner Wohnküche. Hatte ich es angelassen? Das konnte nicht sein. Ich kontrollierte immer zweimal, ob alle Geräte ausgeschaltet waren. Strom war teuer und jeder Cent zählte.

Lautlos erhob ich mich und wischte die Tränen weg. Die Tür zur Wohnküche, die zugleich mein Schlafzimmer war, stand einen

Spalt offen. Ein Einbrecher? Aber ich hatte keine Spuren eines gewaltsamen Eindringens gesehen. Schnell steckte ich mein Handy in meine Tasche, griff nach dem Schuhlöffel und spähte vorsichtig hinein.

Mein Blick huschte von einer Ecke zur anderen. Dann sah ich ihn und mit ihm drang der stechende Gestank von Nikotin in meine Nase, abgestanden und beißend.

Ryan Davis. Mein Freund lag mit ausgestreckten Beinen auf dem Sofa, sein Smartphone in der Hand, kabellose Kopfhörer in den Ohren. Er wirkte völlig entspannt, als wäre es das Normalste der Welt, unangekündigt hier zu sein.

Ich blieb wie angewurzelt stehen. Mein Magen zog sich zusammen. Wie würde er auf die Kündigung reagieren? Nicht gut. Würde er die Stimme erheben? Höchstwahrscheinlich. Gab es eine Möglichkeit, es ihm beizubringen, ohne dass es eskalierte? Ich bezweifelte es. Immerhin hatte ich den Job als studentische Aushilfe bei seinem Vater abgelehnt. Für eine Kellnerstelle. Dabei hatte Ryan sich wirklich Mühe gegeben, damit Harold Davis mir diesen Platz verschaffte, obwohl ich Wirtschaftsmathematik studierte.

Nicht BWL. *Nicht gut genug.*

Ich wusste, was sie über mich dachten. Dass ich mit meinem Studiengang nicht annähernd an Ryans Niveau heranreichte. Er war der perfekte Erbe mit Bestnoten und klarer Zukunft. Und ich? Das Mädchen ohne Eltern. Meine Mutter war eine Krankenschwester auf der Notfallstation gewesen und mein Vater ein niederer Gefreiter bei der Marine, gefallen in einem Krieg, über den längst niemand mehr sprach. Ich war nur die Frau, die den Platz neben ihm vorübergehend besetzen durfte. Eine Randnotiz im Lebenslauf eines Davis.

Auf Zehenspitzen schlich ich zur Küchenzeile und legte den Schuhlöffel darauf ab.

»Baby? Du bist schon da?«, fragte mein Freund und nahm einen Kopfhörer aus dem Ohr. Das Klacken der Ladehülle ertönte und wie in Zeitlupe sah ich, wie er auch den zweiten Kopfhörer in das Etui legte. »Ich schlafe heute hier. Das ist sowieso praktischer. Deine

Wohnung ist näher als das Studentenwohnheim. Ich habe mich einfach selbst reingelassen.«

Für einen winzigen Moment bereute ich, Ryan einen Schlüssel gegeben zu haben, aber es war das kleinere Übel gewesen. Denn für eine gemeinsame Wohnung war ich noch nicht bereit, weder finanziell noch mental.

Ich schluckte. »Ryan, ich ...« Ein Kloß schnürte mir die Kehle zu. »Ich hatte einen richtig miesen Tag und brauche gerade etwas Zeit für mich ... also ... könntest du bitte nach Hause gehen?«

Anstatt mir zu antworten, hob er nur die Augenbraue und starrte mich an. »Was soll das jetzt? Du nennst mich bei meinem Vornamen?«, fragte er mit einem scharfen Ton in der Stimme. »Was hat das zu bedeuten? Ich dachte, du freust dich, mich zu sehen.« Genervt legte er das Handy auf den Couchtisch, ohne den Blick von mir zu nehmen, und kam langsam näher, dabei huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Früher war dieses Grinsen charmant gewesen. Jetzt wirkte es kontrollierend. Fast berechnend. Sein kupferfarbenes Haar lag makellos zurückgekämmt und das Gel schimmerte im warmweißen Licht. Da dämmerte es mir. Wollte er nicht auf die Party seines Kumpels?

»Natürlich freue ich mich«, sagte ich beschwichtigend. »Ich will nur allein sein ...«

Sein Lächeln verschwand und er runzelte die Stirn. »Du brauchst wirklich Drama wie andere Leute Sauerstoff. Ich komm extra her, lass meine Jungs warten und du willst, dass ich *verschwinde*? Einfach so?« Ryan verschränkte die Arme vor der Brust.

Ich wich einen Schritt zurück, spürte die kalte Kante der Arbeitsplatte in meinem Rücken. Ich wusste, dass es keinen Sinn hatte, zu widersprechen. Er würde bleiben, egal was ich sagte. »Es tut mir leid. Es ist nur ... ich hatte wirklich einen furchtbaren Tag und brauche einfach etwas Ruhe. Ist das so verwerflich? Wir sehen uns doch morgen in der Uni.«

»Oh, du willst mir erklären, wie unsere Beziehung funktioniert, ja? Wann ich kommen und gehen soll? Ich bleibe doch nur eine Nacht. Warum machst du so ein Fass auf?«

Meine Kehle schnürte sich zu. »Bitte Ry-... Babe. Ich brauche Zeit für mich.«

Er schüttelte den Kopf und lachte leise. »Unglaublich. Nach allem, was ich für dich tue, willst du mich einfach wegschicken? Vielleicht sollte ich gar nicht mehr zu dir kommen. Die Frauen stehen Schlange, um mit einem Davis zusammen zu sein. Du solltest froh sein, dass ich mich überhaupt noch hier blicken lasse. Zeig doch *endlich* mal ein bisschen Dankbarkeit.« Seine Worte schnitten in meine Seele wie Messer. Schuldgefühle stiegen in mir auf.

»Nein, das ist nicht so, ich ...«

Ryan hob die Hand, um mich zum Schweigen zu bringen. »Das war nicht so gemeint. Mein Tag war auch hart, Baby. Lass uns kurz ins Bett gehen. Du kannst mir helfen, den Stress zu vergessen. Und danach gehen wir auf die Party.« Es war keine Frage, sondern eine Forderung! Was war los mit ihm?

»Babe, jetzt ist wirklich nicht der richtige Zeitpunkt für-«

»Komm schon, Baby. Ich leide unter Entzugserscheinungen«, drängte er weiter. Seine ›*Du-tust-jetzt-was-ich-will*‹-Stimme war deutlich. Wollte er mich damit rumkriegen?

»Bitte«, säuselte ich und bemühte mich, ruhig zu bleiben. »Wenn du schon bleibst, dann hör mir bitte zu. Ich muss dir etwas erzählen.«

»Vergiss es! Ich will jetzt nicht reden.« Mit diesen Worten hatte er die Distanz zwischen uns endgültig überwunden. Ryan strich mir die nassen Locken von der Schulter. Ich schluckte, als seine Lippen meinen Hals berührten. Mein Brustkorb verengte sich. Seine Finger glitten langsam meine Kehle hinauf und ich spürte den Druck seiner Berührung.

Ich zwang mich, nicht zu erstarren. »Bitte, Ryan. Nicht ...«, flüsterte ich.

Er drückte zu und meine Widerworte verstummten. Seinem stillen Befehl folgend, legte ich den Kopf in den Nacken. Ryan biss sich auf die Unterlippe.

»Ich habe gesagt, kein Wort mehr.«

Meine Kehle brannte, meine Augen füllten sich mit Tränen. Der Raum wurde enger, die Wände rückten bedrohlich näher. Ich

kämpfte gegen den Drang an, wegzuschauen. »Ich brauche ... nur etwas Zeit.«

Ryan zog sich leicht zurück, aber seine Augen blieben hart. »Zeit? Wofür? Du brauchst immer nur Zeit. Halt jetzt den Mund!« Seine Finger bohrten sich in meine Wangen, als er mein Kinn anhub und einen Kuss von meinen Lippen stahl. Erschrocken öffnete ich den Mund. Ein Fehler, denn statt Luft in meine Lunge zu ziehen, drang seine Zunge vor und nahm mich in Besitz.

»Babe ...« Es war kein Stöhnen, sondern ein Wimmern. Mir wurde zunehmend schwindelig. Luft. Ich musste atmen.

Seine Hand hielt mein Gesicht gefangen und hinderte mich daran, zurückzuweichen, während er mit der freien Hand die Knöpfe meiner Bluse öffnete. »Braves Mädchen, warum nicht gleich so? Gehörig, genauso gefällt es mir. Leg dich aufs Bett oder willst du, dass ich dich auf der Küchenzeile durchficke?«

Schnell öffnete er seinen Reißverschluss und seine Jeanshose samt Boxershorts glitt über seine Oberschenkel, als seine Hände nach meiner Hüfte griffen. Ryan drehte mich herum und presste mit dem Gewicht seines Körpers mein Becken gegen das Holz der Arbeitsplatte.

»Du liebst es von hinten. Komm schon. Sag es!«, befahl er knurrend.

»Was machst du? Hör auf! So kenne ich dich nicht.« Doch meine Worte stießen auf taube Ohren. Mein Freund, der Mensch, bei dem ich mich sicher fühlen sollte, griff nach meinem Hosenbund, riss den schwarzen Stoff mit einem Ruck herunter und drückte seine Erektion gegen meinen Stringtanga.

»Öffne deine Beine«, war sein nächster Befehl. Noch ein wenig überrumpelt, reagierte ich anscheinend nicht schnell genug. Mit seinen Fingern drückte er meine Oberschenkel auseinander, schob den String zur Seite und fuhr zwischen meinen Schamlippen entlang.

»Ich will das nicht«, presste ich hervor, »bitte hör auf.«

»Ach ja? Und wieso bist du dann feucht? Hör auf, dich selbst zu belügen.« Quälend langsam schob er zwei Finger in mich hinein und sein Daumen kreiste über meiner empfindsamsten Stelle, geschickt

und unaufhaltsam, als wüsste er genau, wie mein Körper auf ihn reagieren würde. Natürlich wusste er es.

Ryan war gut. Viel zu gut. Er spielte mich wie ein vertrautes Instrument, kannte jeden Ton, jede Saite, die vibrieren musste, um mich zum Klingen zu bringen. Antworten konnte ich längst nicht mehr. Meine Gedanken lösten sich in flirrende Fragmente auf, während meine Knie nachgaben. Nur die kühle Arbeitsplatte hielt mich noch aufrecht.

»Ryan ...«, stöhnte ich und sog den Atem durch die Zähne, krallte mich an der Kante fest, als seine Finger tiefer in mich eintauchten. Es war fordernd, rhythmisch und besitzergreifend. Ich war längst besessen nach seinem Fingerspiel und zerfloss wie Wachs in lodernden Flammen.

Ein leiser Laut entrang sich meiner Kehle, als sich die Hitze in mir zu einem Orgasmus aufbaute. Mit einem letzten, zitternden Atemzug riss es mich fort. Ein unaufhaltsamer Strom erfasste mich, der durch jede Faser meines Körpers pulsierte.

»Gut, du bist gekommen.« Ryan lachte zufrieden und ging einige Schritte rückwärts, dabei glitt sein Finger aus mir heraus und meine Körpermitte zog sich schmerzhaft zusammen. Ein ungeduldiges Raunen ertönte in meinem Rücken: »Jetzt bin ich dran.« Kurzerhand drehte er sich um und setzte sich breitbeinig aufs Sofa, das direkt neben der Küchenzeile stand. »Geh auf die Knie und blas mir einen.«

»W-warte, Babe ... ich ...«, stotterte ich, nach Luft ringend. Meine Lunge wollte sich nicht füllen, meine Stimme blieb brüchig. Wie betäubt trugen meine Beine mich zu ihm. Mein Körper war bereit, seinem Befehl zu folgen, aber mein Kopf ... Lucias Schikane, die Kündigung und Valentinos Ausbruch. All das raste gleichzeitig durch meinen Verstand, während ich vor ihm auf die Knie sank. Heiße Tränen liefen mir über das Kinn und tropften auf meine Brüste. »Du hast mich total überrumpelt, und ...«

»Sei still!«, knurrte er und drängte seinen Schwanz gegen meinen Mund. Ich schreckte zurück. »Du bist so hässlich, wenn du weinst. Das kotzt mich an!« Was war nur in ihn gefahren? War er schon

immer so? In mir zerbrach etwas und ich starrte ihn an. Ich war nur noch in der Lage zu blinzeln. Einmal. Erneut. Und mit jedem Lidschlag verlor ich ein Stück mehr von dem Mädchen, das ihn verwöhnen wollte, bis er sich in meinen Mund ergoss. Ich hörte nur noch den Tonfall. Abfällig. Enttäuscht, als wäre ich schuld, dass er nur mit seiner Erektion dachte.

»Weißt du was, Baby? Mir ist die Lust vergangen«, murmelte Ryan mit runtergezogenen Mundwinkeln. »Geh duschen und zieh dich an. Du stinkst fürchterlich. Ich dachte, du arbeitest in einem italienischen Nobelrestaurant und nicht in irgendeiner Fast-Food-Bude.« Ohne mir einen weiteren Blick zu schenken, griff er nach seinem Smartphone auf dem Couchtisch und startete eine Sprachnachricht. »Hey Luca, Elisa muss sich noch ... aufhübschen«, dabei verdrehte er die Augen, »dann machen wir uns auf den Weg. Bis später.«

Ich wagte es nicht, mich zu bewegen. Wie angewurzelt blieb ich sitzen. Die Angst hielt mich zurück. Nur mein Brustkorb hob und senkte sich im Takt einer dummen Melodie, die gedämpft aus dem Smartphone drang. »Worauf wartest du noch? Geh schon! Du denkst wohl auch, die ganze Welt wartet auf dich, oder?«

In meinen Gedanken öffnete ich eine kleine Schatulle und stopfte all die ungesagten Worte hinein. Das hölzerne Kästchen platzte aus allen Nähten. Zitternd erhob ich mich, griff nach dem Bund meiner Hose, zog gleichzeitig meinen Slip über meine Scham und schloss den Knopf an meinem Unterbauch. Dann verließ ich die Wohnküche. Eine unsichtbare Kraft trieb mich nach draußen. Vielleicht war es mein Fluchtinstinkt, vielleicht war ich einfach durcheinander. Aber ich musste weg. Jetzt. Ryans Anwesenheit und diese Wohnung. Alles engte mich ein. Ich konnte nicht mehr atmen. Schnell raus hier, bevor der Druck in meiner Brust mich erstickte.

Noch ehe ich es realisierte, hatte ich meinen Mantel übergeworfen, war durch das Treppenhaus gesprintet und stand schon auf der Straße vor meinem Wohngebäude. Wie eine verlorene Seele streifte ich ziellos umher. Der kalte Windhauch war nichts gegen den Frost um mein Herz. Was war nur in Ryan gefahren? So kannte ich ihn nicht.

Ich schloss kurz die Augen. Meine Gedanken drifteten zurück zu dem Tag, an dem ich meinem Freund an der Universität zum ersten Mal begegnet war. Der Tag der offenen Tür. Seine Worte klangen so deutlich in meinem Kopf, als würde er sie mir ins Ohr flüstern: »Du bist neu in der Stadt? Dann hast du Glück, dass du mich getroffen hast. Ich heiße Ryan Davis. BWL-Student und zukünftiger Geschäftsführer von Davis Architektur & Wohnen. Ich kenne die besten Plätze. Soll ich dir eine kleine Tour geben?« Seine Stimme war leicht spöttisch, aber charmant. Wir hatten Stunden damit verbracht, durch die Straßen zu schlendern, kleine Cafés zu entdecken und über alles Mögliche zu reden. Ryan hatte eine Leichtigkeit an sich, die mich sofort angezogen hatte. Er fand immer die richtigen Worte, um mich zum Lächeln zu bringen.

Ich öffnete die Augen und seufzte. Der Ryan, den ich damals kennengelernt hatte, war ein Sonnenschein gewesen. Er war ein Lichtblick in meiner neuen, fremden Welt. Was hatte ihn so verändert? Ich wusste es nicht. Vielleicht war ich schuld?

Mein Blick blieb an einem leuchtend gelben Aushang kleben.

»ASSISTENZ GESUCHT (w/m/d) – Großzügige Vergütung!«

Ich trat näher, meine Hände zitterten leicht. Am unteren Ende fehlten bereits einige Abrisszettel. Schnell überflog ich den klein gedruckten Text. Es klang nach einer seltenen Gelegenheit, vielleicht sogar nach einem Wink des Schicksals.

»Dringend gesucht: vertraulicher Mitarbeiter. Höchste Diskretion wird vorausgesetzt.«

Meine Finger schwebten vor den verbliebenen Zetteln.

»Studenten, Berufs- und Quereinsteiger sind ebenso herzlich willkommen!«

Ein Hoffnungsschimmer in meiner verzweifelten Lage. Diese Gelegenheit konnte ich mir nicht entgehen lassen. Mit einem entschlossenen Nicken riss ich schließlich einen Zettel ab. Darauf stand eine Adresse, mitten in der Altstadt.

»Interessierte können ohne Voranmeldung vorbeikommen.«

Ich wollte sofort loslaufen, doch es war bereits zu spät. Um diese Uhrzeit würde ich niemanden im Büro antreffen. Mein Herz

machte Freudensprünge, und ich steckte den Zettel in meine Manteltasche. Diese Chance war zu verlockend, um sie vorbeiziehen zu lassen.

LESEPROBE